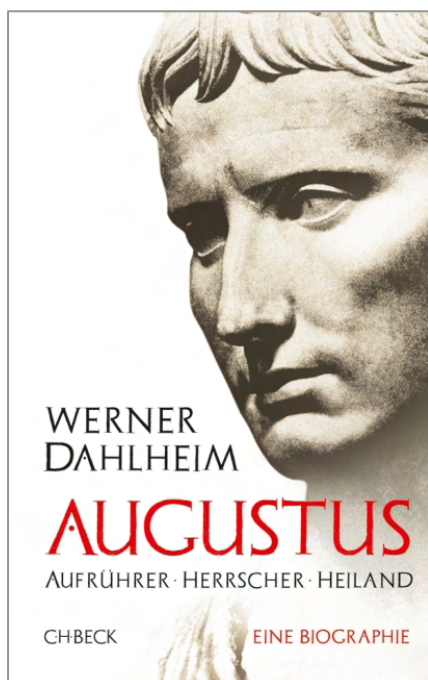


Unverkäufliche Leseprobe



Werner Dahlheim

Augustus

Aufrührer – Herrscher – Heiland

Eine Biographie

448 Seiten, In Leinen

ISBN: 978-3-406-60593-2

I. DIE REPUBLIK DANKT AB

Originaldokument
© Verlag C.H. Beck

«Es scheint zunächst so, als ob man einen Menschen nach den Hauptzügen seines Lebens beurteilen könnte... Zuerst wird ein Bild des Gesamtwesens konstruiert; dann werden alle Einzelhandlungen einer Persönlichkeit in dieses Gesamtbild eingeordnet ... Beim Kaiser Augustus ist das freilich nicht geglückt; denn bei diesem Mann sind die einzelnen Betätigungen so offenbar voneinander abweichend, sie ändern sich während seines ganzen Lebens immer wieder und oft so unerwartet, dass auch die kühnsten Beurteiler nicht zu einer Entscheidung kamen und es aufgeben mussten, ihn in seiner Ganzheit zu erfassen.»

Montaigne¹

1. Das Vermächtnis Caesars

«Die Republik ist ein Nichts»

Octavian hat die alte Republik kaum erlebt. Im Jahr seiner Geburt beendete der Konsul Cicero die Verschwörung des Catilina, und sein Großonkel Caesar gewann mit den letzten Sesterzen, die er für die fälligen Bestechungen auftreiben konnte, die Wahl zum obersten Priester (*Pontifex maximus*). Drei Jahre später verbündeten sich Pompeius, Crassus und Caesar und sicherten sich und ihren Anhängern die Macht im Staate. Die Formel, auf die sie sich einigten, hob die Ordnung der Republik aus den Angeln: «Nichts solle im Staat künftig geschehen, was einem von ihnen missfallen sollte.»² So blieb es zehn Jahre, in denen Caesar Gallien eroberte, während Octavian fern von Rom in der italischen Provinz aufwuchs. Er wurde dreizehn, als es im Januar 49 zum Bürgerkrieg kam, und als er fünfzehn wurde, hatte Caesar gesiegt. Seine Laufbahn begann im Schatten dieses Mannes, der ihn früh an sich zog und ihn die Grundregeln von Politik und Krieg lehrte. Was davon wirklich zählte, erfuhr der Jüngling in den letzten Lebensmonaten seines Großonkels.

Dieser war Anfang Oktober 45 nach seinem Sieg in Spanien in Rom eingezogen und hatte seinen fünften Triumph ausgerichtet. Viele weinten, als sich der Sieger in strahlender Laune bejubeln ließ, feierte er doch als erster Römer einen Erfolg über die eigenen Bürger. Die Zahl der Gefallenen zu veröffentlichen, hatte der Diktator verboten – trotzdem lastete sie wie ein Alptraum auf der Zukunft. Als der Wagen des Triumphators an der Bank der Volkstribunen vorbeifuhr, blieb einer von ihnen sitzen, voll Zorn auf einen Helden, der sein Volk verhöhnte. «Fordere doch», rief ihm der Diktator zu und schüttelte die Faust, «fordere als Volkstribun die Republik von mir zurück.»³

Es ist leicht zu verstehen, was in diesem Augenblick in Caesar vorging, und es spiegelt das Selbstverständnis der großen Krieger Roms. Er hatte Gallien der Republik zu Füßen gelegt, fünf lange Jahre in nahezu allen Provinzen gekämpft und vielen, auch den hartnäckigsten Gegnern, Leben und Ehre gelassen. Was sollte er noch tun, um als der erste Mann anerkannt zu werden? Sollte die immer wieder und nur mühsam unterdrückte Ahnung doch Gewissheit werden, dass ihm weder die Toten noch die Lebenden vergeben würden? Sicher, er kam als der Herr Roms, aber doch wie ein auswärtiger Eroberer, dessen Herrschaft in Mord und Brand enden musste, wenn sie nicht den Verstand und das Herz der alten regierenden Klasse gewinnen konnte. Ihr Widerstand verdamnte ihn zum Zerstörer der alten Ordnung, dem Vergebung nicht gewährt und dessen Gnade nicht genommen wurde. In seinen Augen ignorierten seine Gegner schlicht die Veränderung der Welt und schwenkten hochfahrend wie eh und je das Banner der Republik, hinter dem sich doch nur der eigene Hunger nach Macht und die eigene Gewalttätigkeit verbargen.

So wurde für den schwer Gereizten «die Republik zum Nichts, zum Namen ohne Körper und greifbare Gestalt». Die naheliegende Erinnerung an Sulla, der den Staat restauriert und die Diktatur niedergelegt hatte, empfand er als lästig. Sulla sei ein Analphabet gewesen, beschied er barsch seine Kritiker.⁴ Er beschrieb damit die Wirklichkeit, wie er sie sah: Wer erwartete, mit den alten Spielregeln weiterwursteln zu können, wollte nicht begreifen, dass die Republik von sich aus nicht mehr lebensfähig war. So konnte er guten Gewissens erklären, «es liege mehr im Interesse des Staates als in seinem eigenen, dass er unversehrt bleibe. Er habe genug Macht und Ruhm gewonnen; wenn ihm etwas zustoße, werde das Land keine Ruhe finden, sondern von neuen Bürgerkriegen unter weit furchtbareren Bedingungen als bisher heimgesucht werden.»⁵ Drei Wochen nach den Iden des März griff sein alter Freund Matius den

Gedanken wieder auf, dessen Logik Rom weitere 15 Jahre quälen sollte: «Wenn Caesar mit seinem Genie keinen Ausweg fand, wer wird ihn dann finden?»⁶

Beantwortet wurde die Frage erst in den zwanziger Jahren. Die Umstände, unter denen sie gestellt worden war, hatten sich nicht wesentlich geändert. Octavian wie Caesar verdankten ihre Macht dem Schwert, und auf ihm ruhte ihre Alleinherrschaft. Ihr Charakter war despotisch und bedurfte, um in Rom anerkannt zu werden, eines rechtlichen Überbaus. Wie man zu ihm gelangen konnte, zeigten die seit Sulla betretenen Pfade. Sie führten entweder zur altrömischen Diktatur, die Sulla in den Geschichtsbüchern entdeckt und mit allumfassenden Kompetenzen angereichert hatte, oder zum Konsulat, dem höchsten und ehrwürdigsten Staatsamt der Republik, oder zu den Ausnahmekommandos (*imperia extraordinaria*) des Pompeius, die den Krieg bis an die Grenzen der Erde möglich gemacht hatten. Wofür man sich auch entschied: Die Macht, die diese Ämter und Amtsvollmachten gewährten, gab es immer nur auf Zeit, und niemals wurde die Autorität von selbst dazugegeben. Sie floss namentlich aus dem Beifall der herrschenden Klasse, und diese war um keinen Preis gewillt, eine Macht ohne zeitliche und inhaltliche Schranken zuzulassen.

Ein gangbarer Weg schien die Diktatur. Im Herbst 48 übernahm Caesar sie für ein Jahr und ließ sie im April 46 auf zehn Jahre ausdehnen. Damit verlor wenigstens für die Wohlmeinenden das Amt nicht gänzlich seinen Charakter als Jahresamt. Mit diesen taktischen Finessen und Rücksichten war es 45 vorbei. Ende des Jahres kündigte Caesar eine unbefristete Amtszeit an, und am 15. Februar 44 führte er offiziell den Titel *dictator perpetuus*.⁷ Damit büßte das Amt endgültig den Charakter eines Ausnahmemandats ein und ging über in die souveräne Gewalt. Jede Hoffnung auf Frieden mit der Republik war nun dahin. Seinem Stand galt Caesar fortan als Tyrann. Es war dies die treffende Bezeichnung für den Mann, der die politische Allgewalt des Senatsadels abschaffte und damit der Republik den wichtigsten Baustein ihrer Freiheit nahm. Das alte politische System ging aus den Fugen, und was das Ämterwesen ausgemacht hatte, zerfaserte: statt Annuität zählte nun die Dauer, die Kollegialität schwand zugunsten der Kumulation von Macht, und was einst gleich war, erschien nun hierarchisch geordnet. Die monarchische Gewalt begann ihre neuen Ordnungsprinzipien auszuprobieren.

Die Aura des Göttlichen

Die ihm aus allen Teilen des Reiches zuteilwerdenden Gesten gläubiger Demut haben Caesar zunächst kaum beeindruckt. Dann aber begann er den Götzendienst um seine Person ernst zu nehmen. Floss doch aus der Gewissheit der Massen, dass seine absolute Macht eine Heilsnotwendigkeit sei, die Autorität, die ihm viele seiner Standesgenossen beharrlich verweigerten. Nach den Siegen in Afrika und Spanien ergoss sich eine schier endlose Flut von Ehrungen über Caesar, gepaart mit mythischen Verklärungen seiner Ahnen. Selbst der Senat tat das Seine dazu. Willfährig riss er selbst die Schranken des guten Geschmacks ein, um der Macht die schuldige Ehre zu erweisen.⁸ Anfang 44 proklamierte er den *Divus Julius* und gelobte seiner herrscherlichen Milde (*clementia*) einen Tempel. Der Kalender füllte sich mit Geburtstags-, Sieges- und Gelübdefesten zu seinen Ehren. Und schließlich sollte er – anders als alle anderen Sterblichen – dereinst innerhalb der Stadtgrenze Roms (*pomerium*) beigesetzt werden.

Alle diese Ehrungen hoben Caesar in die Sphäre des Göttlichen. Dort fand er ein der sozialen und politischen Wirklichkeit näheres Gesetz, als es die Berufung auf die Tradition der Republik war. Die Gebete, die in den Provinzen des Ostens laut und in Italien und den Westprovinzen noch verhalten dem allmächtigen Diktator galten, kündeten von einer monarchischen Herrschaft, die ihre Legitimation aus den Heilserwartungen der Untertanen bezog. Denn der omnipotente Weltherrscher, der in der Person Caesars zum ersten Mal die Bühne des Imperiums betrat, war nur vorstellbar als Sachwalter göttlicher Kräfte. Caesar wollte dies so. Es führte ihn und Rom weit in die Zukunft und über die republikanische Tradition hinaus.

Das Vermächtnis des Scheiterns

Was aber wollte er mit der Macht, die ihm der Sieg über seine Feinde verschafft hatte? Wie Sulla die Früchte aller Mühen auf seinen Landgütern zu genießen, war seine Sache nicht. «Vielmehr sehnte er sich», schrieb Plutarch, «nach neuem Ruhm, als sei der alte schon verbraucht.»⁹ Zu finden war er allein in der Fortsetzung des imperialen Krieges. Ihm zu dienen, hatte Caesar in Gallien gelernt, und die Erfahrung aller großen Soldaten gemacht, dass der Kampf alle Leidenschaften befriedigte. Denn er forderte Phantasie und Tatkraft und schenkte eine



Abb. 1 Der an den Iden des März 44 ermordete Caesar blieb den Späteren wegen seiner schier unbegrenzten Schaffenskraft und seines kriegerischen Ruhmes im Gedächtnis. So malte 1812 der Bologneser Künstler Pelagio Palagi Caesar, wie er in einem Zelt seines Feldlagers einer diensteifrigen Schar von Schreibern seine Commentarien des Gallischen Krieges diktierte.

Selbsterfüllung, der sonst nichts gleichkam. Nach den verlorenen Jahren des Bürgerkrieges wollte er ihm wieder so gehorchen, wie es einem Römer zukam. Der Gegner brauchte nicht gesucht zu werden, ihn kannte jeder: Das Reich der Parther. Gegen sie Krieg zu führen, war populär. Ein Sieg versprach Beute in nie gekannten Ausmaßen und Rache für die seit zehn Jahren im syrischen Wüstensand bleichenden Knochen der bei Carrhae 53 gefallenen Legionäre.¹⁰ Für einen Feldzug dorthin war Rom bestens gerüstet, da die Provinzen ungeachtet aller Verwüstungen ruhig geblieben waren und viele kampferprobte Legionen nur auf den Befehl warteten, einem entschlossenen Mann bis an die Grenzen der Erde zu folgen.

Der Entschluss zum Angriff stand seit langem fest. Die Verfügungsgewalt über die Mittel eines Weltreiches sollte ungehemmt zur Mehrung der eigenen Ehre eingesetzt werden. Es kam bekanntlich nicht dazu. Einen Tag vor seiner Abreise an die Front trafen den Diktator die Dolche

seiner Mörder. Ihr Motiv brachte Cicero auf den Punkt: «Für Rat (*consilium*) und Autorität (*auctoritas*) war kein Platz mehr», schrieb er. Und Brutus ergänzte, nicht einmal seinem Vater, käme er aus dem Reich der Toten zurück, würde er gestatten, «mit meiner Zustimmung mehr zu gelten als Senat und Gesetze».¹¹ Was wie hohles Pathos klingt, enthielt das Lebenselixier des Adels, ihres ungebrochenen Willens zur Macht. Sie durfte mit niemandem geteilt werden, ebenso wenig wie die dazugehörigen Regeln, die den Wettstreit untereinander erträglich machten. Das eine setzte die lebenslängliche Diktatur, das andere die Kabinettsregierung der caesarischen Kanzleichefs außer Kraft. Da waren weiter die Ämter, Provinzen und Kriege, die Reichtum und Ansehen verschafften. Die Verfügung darüber raubte das Machtmonopol des Alleinherrschers, der nach Gutdünken gab und nahm. Und da war schließlich das Bewusstsein von der Ehre eines Standes, der eine Stadt in Mittelitalien zur Herrin der Welt gemacht hatte. Dessen Häupter wollten nicht Diener werden, sondern Herren bleiben. Diesen Anspruch bedrohte der künftige Monarch, der Gehorsam, nicht Rat oder gar Weisungen verlangte. Gründe genug für einen Mord.

Dem toten Caesar gehörte nicht die Zukunft. Ihm blieben der Nimbus des großen Kriegers und das richtige Urteil über die Folgen seines gewaltsamen Todes, der nichts heilen, sondern alles verschlimmern würde. Niemand sah in ihm den Märtyrer einer besseren Welt, niemand verstand sich als sein Jünger, der seinen Taten und Gedanken über den Tod hinaus Dauer verleihen wollte. Weder seine politische noch seine literarische Hinterlassenschaft enthielt Lehren, wie die Zukunft zu gestalten sei. Tränen vergossen an seinem Grab nur die Soldaten, die ihren Helden betrauernten. Sein Begräbnis endete nicht zufällig in Straßenschlacht und Chaos, und sein Tod löste nicht von ungefähr einen Bürgerkrieg aus, in dem alles zu Asche verbrannte, was ihn und seine Zeitgenossen bewegt hatte. Caesar war der erste Monarch Roms, aber er schuf nicht die Monarchie. Sie dämmerte als künftiges Schicksal Roms erst im Jahr 31 am Tag von Aktium herauf. Für den Mann, der sie schuf, war der Name Caesar nur die Zauberformel, mit der er die Soldaten an sich band.

Caesar hat die Furcht zur Gewissheit gemacht, dass ein zu allem entschlossener General den überkommenen Staat und die Welt in Schutt und Asche legen konnte. Dabei kam es gar nicht darauf an, ob er das wollte oder nicht. Allein das Ausmaß eines weltweit geführten Bruderkrieges veränderte alles und forderte Blutopfer, die Hass und Erbitterung immer neu schürten, bis es nur noch Sieg oder Untergang geben konnte.

Und wer am Ende bei den Siegern war, hatte Anspruch auf Lohn in nie gekannten Dimensionen, die nur ein allmächtiger Diktator gewähren konnte, der seine Macht auf Jahre hinaus festigte. Die Freiheit Sullas, das Nötigste zu ordnen und dann zu gehen, hatte keiner der späteren Generäle mehr, die um ihre und die Macht ihrer Gefolgschaft in den Kampf zogen. Sie waren wie Caesar Gefangene ihrer Siege, und nur lange Jahre geduldiger Restauration konnten ihnen Absolution für das Unglück erteilen, das sie über ihre Zeit gebracht hatten.

2. Die Pläne der Verschwörer

Vergangenheit ohne Zukunft

Im Januar 49 hatte der Senatsadel Caesar vor die Wahl gestellt, als Aufrührer oder als Rentner zu enden. Im Januar 44 stellte ihn Caesar vor die Wahl, entweder Diener oder Mörder zu werden. Die Entscheidungen fielen hier wie dort nach langem Zögern, am Ende aber entschlossen. Denn die Verschwörer gegen das Leben Caesars waren nicht bereit, ihre Interessen monarchischen Ansprüchen zu opfern. Für ihre Sicht auf Caesar fand Cicero das rechte Wort: «Mit seinem eigenen Heer unterdrückte er das römische Volk und seine Bürger, die nicht nur selbst frei waren, sondern über die Völker geboten.»¹² Von ihm wollten selbst die loskommen, die für seine Ehre gefochten hatten. Auch für sie war die Zukunft eines Befehlsempfängers nicht der erhoffte Lohn, wie immer er vergoldet sein mochte. Vor ihrem Bündnis mit den Republikanern gab es kein Entrinnen – nicht zuletzt, weil sich Caesar schon zu tief in seinen Traum von der Größe Alexanders verstrickt hatte, um die Gefahr einer solchen Koalition noch zu erkennen.¹³

So starb er allein gelassen an den Iden des März, einen Tag bevor seine Soldaten um ihren Feldherrn einen undurchdringlichen Kordon gebildet hätten. Seine Mörder hofften in den Stunden nach ihrer Tat auf Beifall. Er aber klang seltsam gedämpft. «Was sie vollbringen konnten», bilanzierte Cicero am 10. April, «haben sie getan – herrlich und ruhmreich.» Und er fügte helllichtig hinzu: «Für das Weitere bedarf es Geld und Soldaten; daran fehlt es.»¹⁴ Beides galt es nun zu beschaffen. Denn über die kommenden Jahre fiel immer tiefer der drohende Schatten eines eisernen Gesetzes: «Geschehen wird, was die wollen, die die Macht in Händen haben. Und die Macht wird immer bei den Waffen sein.»¹⁵ Brutus und

Cassius fanden sie, ihre Gegner natürlich auch. Und keiner von ihnen dachte daran, sie vor der endgültigen Entscheidung aus der Hand zu legen. Jetzt sollte der Sieger alles haben. Obwohl die Republik an der Leiche Caesars triumphierte, wurde sie mit ihm begraben.

Schon der erste öffentliche Auftritt der Attentäter verhieß nichts Gutes. Anstatt den Toten in den Tiber werfen zu lassen, wie dies allen Feinden des Vaterlandes drohte, zogen sie vom Tatort zum Forum, die blutigen Dolche und die Filzkappe (*pileus*) in den Händen, die die Sklaven am Tag ihrer Freilassung aufsetzten. Die Freiheit, nach der sie unablässig riefen, war ein schönes Wort. Was aber sagte es den kleinen Leuten auf den Straßen Roms? Nichts. Zumal nicht einer unter ihnen war, der sich nicht an die offene Hand Caesars erinnerte; in ihren Augen musste die Welt das Andenken an einen solchen Mann segnen und nicht verfluchen. Also wandten sie sich ab, ballten insgeheim die Faust und warteten auf ihre Führer. So blieben Brutus und seine Freunde allein; gedeckt durch Gladiatoren und Sklaven besetzten sie das leicht zu verteidigende Kapitol. Im Grunde war das Spiel um die Hauptstadt bereits jetzt verloren.

Dass niemand wusste, welcher Schritt als nächstes getan werden musste, war kein Zufall. Vor dem Attentat war nicht strittig, worum es ging. Den meisten genügte die Parole, es müsse ein Ende haben mit der Diktatur und alles Weitere sei die Sorge eines anderen Tages. Die wenigen, die weiter dachten, lähmte die Angst, dass jeder Schritt zu viel, jede beliebige Veränderung des Status quo den Bürgerkrieg heraufbeschwören müsse. Jetzt kam die Undurchsichtigkeit der Verhältnisse zurück, jetzt galt es wieder zu lavieren und zu taktieren, Bündnisse zu schließen, Kompromisse auszuhandeln. Just hierfür jedoch hatten Brutus und die Männer um ihn keine Pläne geschmiedet. Sie wollten keine geschlossene Gruppe bleiben, schon gar nicht gemeinsam Politik machen. Vorsorgen dieser Art traf man bei einem Putsch, nicht bei einer Befreiungstat. Nichts sollte die Redlichkeit der eigenen Sache ins Zwielficht bringen. War erst einmal, so glaubte man, die verletzte Ordnung wiederhergestellt und das Altgewohnte zurückgekehrt, würde sich alles zum Guten wenden, so schwierig die Aufgabe des Aufräumens im Einzelnen auch werden mochte.

Die Attentäter hatten Antonius geschont, obwohl er Konsul und damit Herr der Exekutive war. Mangel an Konsequenz nannten das damals viele, denn die Rechtmäßigkeit des Tyrannenmordes allein beseitige nicht die Tyrannei. Cicero plädierte denn auch noch am Abend des 15. März für den Coup d'État, um die Initiative nicht aus der Hand zu

geben. Als die Verschwörer nichts davon hören wollten, traf seine Kritik die vorherrschende Meinung: «Die Tat wurde mit männlichem Herzen, aber mit kindischem Verstand ausgeführt. Denn wer sah nicht, dass man der Monarchie einen Erben hinterließ?»¹⁶

Dieses Urteil floss leicht aus der Feder, als alles vorbei und entschieden war. Gegen seine vielbeschworene Treffsicherheit spricht, dass Antonius' Verhältnis zu Caesar nicht frei von Spannungen war. Auch er war ein großer Herr, dem das Dienen nicht in den Sinn kam. Auch für ihn und seine aristokratische Weltsicht war die Republik die beste aller möglichen Staatsordnungen. Die monarchischen Großstaaten, die er im Osten kennengelernt hatte, waren alle von der Republik gedemütigt worden – was sollte an ihrer Ordnung also vorbildlich sein? Antonius dachte über den Staat wie Brutus. Die Möglichkeit, dass sie sich verständigten, war durchaus vorhanden. Die Frage war nur: wann und zu welchen Bedingungen?¹⁷

Doch auch Antonius hatte nur den Handlungsspielraum, den ihm die Verhältnisse in der Hauptstadt einräumten. Und diese stellten ihn gegen die Verschwörer. Er war Konsul, in seinen Händen lag das Gesetz des Handelns. Die Richtung wiesen die Veteranen, die zahlreich in der Stadt versammelt waren. Dicht gedrängt und militärisch geordnet unter ihren alten Feldzeichen umlagerten sie die Tempel und warteten auf den letzten Marschbefehl, der sie als Bauern und Rentner in ausgewählte Städte Italiens führen sollte. Jetzt, nach dem gewaltsamen Tod ihres Patrons, hatten sie allen Grund, um ihre künftige Existenz zu bangen.¹⁸

Und da war auch noch Lepidus. Er kommandierte als Einziger reguläre Truppen in der Stadt und heischte Vergeltung. Antonius konnte sich diesem Ruf, der von Stunde zu Stunde lauter wurde, nicht entziehen, wollte er das Heft in der Hand behalten. So stellte er sich an die Spitze der Unruhen und rief weitere Veteranen aus den Kolonien nach Rom, damit sie dort ihre Landlose gegen die Mörder Caesars verteidigten. Sie kamen von Tag zu Tag zahlreicher und verstärkten ihre Kameraden in der Stadt. Diese waren inzwischen nicht untätig geblieben. Bereits in der Nacht zum 17. randalierten sie gemeinsam mit der städtischen Plebs, die ihren spendablen Gönner beweinte. Sie drohten jedem mit Aufruhr, der versuchen sollte, sie um den Lohn ihrer Triumphe und Leiden zu betrügen. Noch einmal traten sie für ihren Feldherrn ein, an dessen magische Kraft sie geglaubt und dem sie so vieles zu verdanken hatten. Sie hatten gute Gründe, den Senat zu fürchten: Wann immer es in den vergangenen Jahrzehnten um die Verteilung von Ländereien ging, hatte er erbitterten

Widerstand geleistet. Erst Caesar hatte seine Macht gebrochen und seinen Veteranen Land gegeben. Nichts davon durfte wieder rückgängig gemacht werden.

Antonius nutzte die Stimmung. Am Abend des 16. entschloss er sich, den Senat für den kommenden Tag einzuberufen: Unter dem Druck der Straße sollte den Verschwörern der Weg zur Macht im Staate verstellt werden. Ihre Position war verzweifelt schlecht, auch wenn in den ersten Rededuellen viele Senatoren ihren republikanischen Eifer kaum zügeln konnten. Antonius hatte die besseren Karten. Kalt erinnerte er daran, dass ein Beschluss, der Caesar zum Tyrannen erkläre, nach den geltenden Gesetzen zur Folge habe, dass seine Leiche geschändet werden müsse und alle seine Verfügungen zu annullieren seien. Dies betreffe nicht nur die Landlose der Veteranen; vielmehr müssten auch alle von Caesar verliehenen Reichtümer, Ämter und Würden – darunter mehrere hundert Senatssitze – für null und nichtig befunden werden. Dies gab den Ausschlag. Caesars Erlasse zu zerreißen, hieß in Italien und den Provinzen das Chaos heraufbeschwören. Die Tumulte vor dem von Soldaten umstellten Tempel ließen zudem keinen Zweifel, dass viele die moralische und rechtliche Vernichtung Caesars als Signal zum Bürgerkrieg hören würden. Jetzt stellte sich nach den Legionären auch das Werk Caesars schützend vor den Toten.

Der Senat beugte sich. Alle Verfügungen (*acta*) Caesars, darunter seine noch unveröffentlichten und seine im Voraus für einige Jahre getroffenen Ernennungen von Beamten und Statthaltern, wurden für rechtsgültig erklärt. Antonius hatte sein erstes Ziel erreicht, alles Weitere war nur noch Routine. Am folgenden Tag garantierten Senatsbeschlüsse den Altgedienten die bereits zugewiesenen Landlose und ihre noch offenen Ansprüche.¹⁹ Das Testament Caesars wurde anerkannt und ein Staatsbegräbnis für den 20. März beschlossen. Der kluge Bankier Atticus warnte: Alles sei verloren, wenn Caesar feierlich zu Grabe getragen werde. Er sollte Recht behalten.²⁰

Die Trauerfeierlichkeiten gerieten schnell außer Kontrolle. Auf dem Forum türmte das Volk seinen eigenen Scheiterhaufen, und unter den Schreien einer außer Rand und Band geratenen Menge verbrannte der Eroberer Galliens, der fluchbeladene Sieger des Bürgerkrieges, der Abgott seiner Soldaten und der begnadete Krieger. Viele stürzten sich auf die Häuser der Mörder und verwüsteten, was ihnen in die Hände fiel. Der Rachekrieg hatte begonnen. Der Schatten des Toten begann zu leben und forderte Genugtuung. Sie sollte ihm überreich zuteil werden. Viele

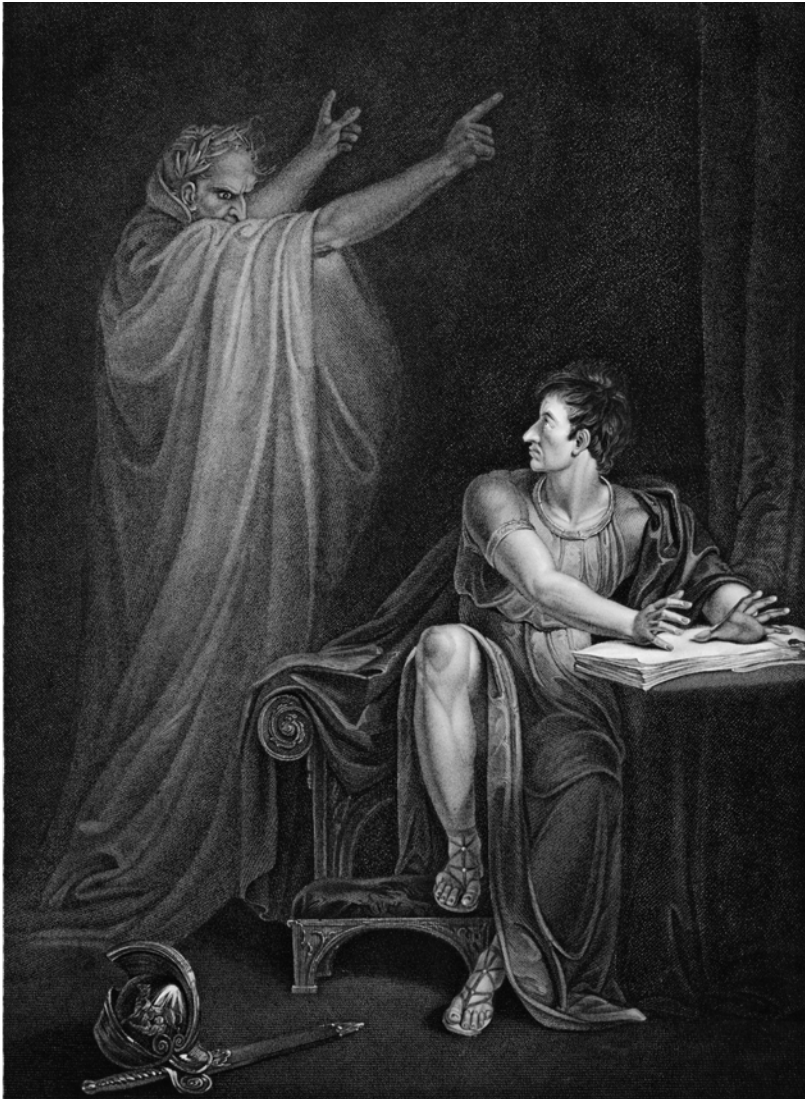


Abb. 2 Caesar blieb auch in den Jahren nach seinem Tod das Schicksal Roms. Brutus, dem Drahtzieher der Verschwörung gegen ihn, erschien er vor der Entscheidungsschlacht bei Philippi, um ihm den Tag der Rache anzukündigen. Der englische Maler Richard Westall (1765 bis 1836) illustrierte Shakespeare und malte 1802, was dieser von Plutarch übernommen hatte: *Brutus and the Ghost of Caesar*.

Verschwörer fielen auf den Schlachtfeldern des neuen Bürgerkrieges; andere wurden gehetzt und auf der Flucht erschlagen oder in den Selbstmord getrieben. Die letzten, die im Dienst des Antonius überlebt hatten, D. Turullius und Cassius aus Parma, übergab Octavian nach dem Sieg in Ägypten dem Henker.